



Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 60.

Freitag, 12. März

1926.

Schellbruch.

Roman von Georg Julius Petersen.

(Nachdruck verboten.)

I.

Gest über Nacht war es Frühling geworden. Nach einem winterlichen März, dem ein ungewöhnlich kalter April gefolgt war, wehten eines Tages plötzlich milde Westwinde. Sie strichen über Büsche, deren Knospen unter dem schmeichelnden Hauch willig ihre Hülle öffneten, sie rauschten ermunternd durch die Kronen der Kastanien und Linden, die in großer Menge die Straßen und Plätze der kleinen Stadt schmückten, dem Schloßberg aber zeigten sie ganz besonders zu. Denn hier war der Thron des Frühlings. Von hier aus mußte er überzeugend dastun, daß er seinen grimmigen Feind endgültig besiegt habe.

Mit dem ganzen Ungezüm des Eroberers befestigte er seine Macht. Sein ganzes Gefolge war zur Stelle. Die Syringen schimmerten zartblau und dufteten schwer, der Goldregen, der Schachmeister des Frühlings, zeigte den ganzen verlockenden Reichtum, der seinem Gebieter zur Verfügung stand, und Nacht für Nacht bestimmen unsichtbare Dienerinnen die grünen Teppiche mit Veilchen, Maiglöckchen und dem Krokus. Und eines Abends — es war Mitte Mai — sangen die Nachtigallen der nach langem Schlaf erwachten Rose das Einzugslied. Am nächsten Morgen war sie erblüht, und nun waren den Menschen die leichten Zweifel genommen . . .

Es war ein Jubilieren in der Luft und auf der Erde. Selbst der Griesgrämigste trug ein heiteres Gesicht zur Schau; nicht selten stieg ein Gesang zur Höhe. So zum Beispiel in einem Hause am Sandweg. Hier standen an der Seite links vom Eingang die Fenster offen, und aus ihnen quoll ein Lied nach dem anderen in die wonnige Luft.

Eine bejahrte Frau trat aus dem Nachbarhause, lauschte wohlgefällig der Stimme und kam dann näher.

„Na, Lisbeth“, sagte sie, vor einem Fenster stehen bleibend, „Ihnen hat's wohl auch der Frühling angetan.“

Die Angesprochene, ein blondes, junges Mädchen von etwa zwanzig Jahren, lachte, ließ sich in ihrer Arbeit am Plättbrett aber nicht stören.

„Da muß man ja fröhlich sein, Frau Zahle“, antwortete sie, eine Stirnlöcke aus dem erhitzten Gesicht zurückstreichend.

Sie unterhielten sich eine Weile, dann ging die Nachbarin wieder davon, und von neuem summte es: „Fischerin du kleine“, schwoll an und wurde zu einem Geschmetter, das alle Kanarienvögel in der weiterren Umgebung neidisch machte.

Mit einem Male brach die Sängerin ab. Über ihr Gesicht, das eben noch heimlich gelächelt hatte, glitt ein Schatten, eine Besorgnis stand in den Augen, und die Hand bremste den raschen Lauf des Bügeleisens.

Sie horchte. Und dann verließ sie das Zimmer, überschritt den engen Flur und betrat einen Raum, der eine Schuhmacherwerkstatt darstellte.

Beim Eintreten des jungen Mädchens hob der Mann, der dort untätig an seinem Werkthof saß, den Kopf und nahm die unterbrochene Arbeit wieder auf.

„Habe ich dich gestört, Vater?“

„Nein. Wodurch, Lisbeth?“ Die Stimme klang leise und ein wenig müde.

„Ich habe so laut gesungen.“

„Das hab' ich gehört. Aber wie kann mich das stören! Du bist doch jung, warum sollst du nicht singen?“

Lisbeth Schellbruch betrachtete sorgend und liebevoll den grauen Kopf, der sich tief über die Arbeit neigte.

„Warum — inst du nicht auch mal fröhlich sein, Vater?“ fragte sie plötzlich.

Schellbruch richtete sich auf, ein unabsäugiger Ausdruck lagte sein bartiges Gesicht.

„Wie kommst du zu der Frage, Lisbeth? . . . Das hast du mich noch nie gefragt.“

„Nein. Aber heute . . . es ist alles so hell und licht. Ich singe. Die Menschen, die vorübergehen, nicken mir zu und machen alle ein sonntägliches Gesicht. . . . Du sitzt hier und nimmt teil an nichts.“

„Läß das, und“, wehrte Schellbruch nach längerem Schweigen ab. „Habe ich jemals geklagt? . . . Nein, und deshalb . . . er machte sich wieder an seine Arbeit. „Singe nur“, sagte er nach einer Weile, „ich ör' es ganz gern.“

Das war ein Wink, daß er allein zu sein wünschte. Aber seine Tochter blieb. Sie schritt langsam durch die Werkstatt, in der das Sonnenlicht bis in die letzten Winde leuchtete; vor einem kleinen Bilde in hellem Rahmen blieb sie stehen. Die verstorbene Mutter! Ein Frauengesicht voll Leben und Heiterkeit. Lisbeth wandte sich nach längerem Betrachten des Bildes um und trat entschlossen auf ihren Vater zu.

„Vater“, sagte sie halblaut, „es ist vielleicht nicht nur der schöne Tag, der mich so froh macht.“

„Was denn noch?“

„Da gestand sie, daß sie sich gestern abend verlobt habe. „Verlobt? . . .“ Eine Fassungslosigkeit sprach aus seinen Augen. „Mit wem denn? . . . Kenn' ich ihn?“

„Mit Hans Witt.“

„Mit dem Sohn des Bäckermeisters?“ Seine Tochter nickte. „O, Lisbeth, das wird kaum dein Glück sein!“

„Du mußt mich recht verstehen“, sezte er in großer Unruhe hinzu, „gegen den jungen Witt will ich nichts gesagt haben. Man soll überhaupt nie etwas über seine Mitmenschen reden, wir haben alle so viel mit uns selbst zu tun. Beherzig das, Lisbeth . . . Auch der alte Witt ist ein Ehrenmann. Daz er mit seinen Kindern hoch hinaus will, ist sein gutes Recht, wenn er hat es zu etwas gebracht. Er ist vermögend, er bekleidet Ehrenämter. — Weiß er von dieser Verlobung?“ unterbrach er seinen Redefluß, den das junge Mädchen mit Staunen verfolgt hatte.

„Noch nicht.“

Schellbruch atmete hörbar auf.

„Nun, dann ist es ja noch Zeit.“

„Wozu, Vater?“

„Um eure Verlobung rückgängig zu machen.“

Das junge Mädchen trat einen Schritt zurück; in heller Angst blickte sie auf den Alten.

„Aber, Vater! . . . Das ist doch wohl nicht dein Ernst?“

"Doch, Lisbeth." Er sann lange vor sich hin. „Man muß nicht zu hoch hinaus wollen. Man muß immer in den Grenzen bleiben, die einem durch Herkunft und Erziehung gestellt sind. Ich habe viel nachgedacht in meinem Leben, bei meiner Arbeit und in stillen Stunden.“

„Ja, Vater . . . aber was ist denn dabei, wenn ich Hans Witts Frau werde“, sagte die Tochter; man sah es ihr an, daß ihr das Weinen nahe war. „Hans selbst ist so einfach, seine Mutter ebenso, und . . .“

„Und . . .?“ Schellbruch sah die Sprecherin aufmerksam an. „Der zweite Sohn studiert auf den Doktor, die Tochter ist die Frau eines reichen Ziegeleibesitzers. Rein“, schloß er, wie mit seinen Einwendungen zufrieden, „es ist ein Wagnis für dich, Lisbeth. Du wirst bei allen Leuten, die die Verhältnisse durchschauen, immer nur die Tochter des Flickschusters Schellbruch bleiben.“

Da sah das junge Mädchen, bitter enttäuscht. Kein Wort der Freude hatte sie vernommen — nichts. Was sie anfangs selbst gefürchtet, in ihrem Glück aber weit von sich gehalten hatte, wurde ihr von dem Vater in nackter Wahrheit gezeigt. Allerdings: sie war nur die Tochter des Flickschusters Schellbruch, den kein Mensch mehr beachtete. Sie litt schon lange unter diesem Zustand. Nicht, daß sie sich ihres Vaters schämte. Aber sie empfand sein ganzes Verhalten als etwas Unnatürliches, vollkommen Rätselhaftes. Sie hatte geglaubt, ihn durch die Nachricht von ihrer Verlobung aus seiner Teilnahmlosigkeit aufrütteln zu können — statt dessen dämpfte er ihr Glück, stürzte er sie in Unruhe und Zweifel, von denen er selbst beherrscht wurde. — Um alle Sangeslust gebracht, ging sie still hinaus.

II.

Als Schellbruch wieder allein war, ließ er die Arbeit, die er in seinen Händen hielt, sinken und gab sich seinen Gedanken hin. Es waren peinigende Gedanken, wie der Gesichtsausdruck bewies. Von Zeit zu Zeit wurde ein Seufzer laut, und der Kopf mit dem wirren, grauen Haar sank immer tiefer auf die Brust.

Dachte er an das, was er soeben vernommen hatte, und quälte es ihn, daß er seiner Tochter eine Glücksstunde geträumt hatte? . . . Oder sann er darüber nach, daß die Jahre auch an ihm vorbeigestrichen waren wie flüchtige Wolken? . . . Dass er auf dem besten Wege sei, alt zu werden? . . . Lisbeth hatte sich verlobt, Hermine, ihre Schwester, würde ihrem Beispiele gewiß bald folgen — und dann war er, der Vater, allein. Es neigte sich dann ein Leben, in dem die Sonne, die draußen auf der Gasse lag und alle Menschen froh stimmte, sehr wenig bedeutet hätte, das Triübe und Dunkle desto mehr. Die Augen des untätig Dastzenden füllten sich mit Tränen.

*

Vor fünfundzwanzig Jahren war Schellbruch in diese Stadt gelommen: als Handwerksbursche, der nicht mehr sein eigen nannte, als was er am Leibe trug. Er hatte um Arbeit gefragt und sie bei einem Schuhmacher Stehr auch gefunden. Der Meister hatte eine hübsche Tochter; sie und der Geselle, ein ernsthafter, nur etwas wortkarger Mensch, waren bald eins. Und obwohl der Meister sich gegen diese Verbindung sträubte, kam sie doch zustande. Das junge Paar blieb bei dem Vater, der wenige Jahre vorher seine Frau verloren hatte, wohnen. Der alte Stehr durfte noch einige Enkelkinder auf seinen Armen wiegen, dann legte er sich eines Tages und stand nicht wieder auf. Sein Schwiegersohn führte das Geschäft weiter. Der Nachlaß des Verstorbenen fiel an ihn und seine Frau; nähere Hinterbliebenen waren außer ihnen nicht vorhanden.

War Schellbruch von Anfang an ein in sich gelehrter Mensch gewesen, so steigerte sich diese Menschenscheu mit den Jahren immer mehr. Er war nicht eigentlich mürrisch, und wer ihn genauer kennen lernte, würde bald gewahr, daß er es mit einem Menschen zu tun hatte, der im Grunde seines Herzens gut war und nur nicht die Gabe besaß, sich mitzuteilen. Er liebte seine Kinder, von denen nur zwei Mädchen am Leben blieben, aufs zärtlichste, ließ sich gegen seine Frau, die heiteren

Gemüts war und ihn wohl mal seiner Menschenfeindlichkeit wegen ausschalt, nie zu einem bösen Wort hinreichen, und war im übrigen das, was man mit solide bezeichnet. Aber diese Solidarität wurde ihm zu einem geschäftlichen Nachteil. Schellbruch verlor allmählich die Verbindung mit der Welt. Das Geschäft ging zurück, was zur Folge hatte, daß Schellbruch noch häufiger vor sich hinstarrte: düster, vergrämmt, sich selbst quälend. Es kam so weit, daß seine reizlose Frau sich auf eigene Füße stellte: sie eröffnete eine Feinwäscherei und fand bald den allerregsten Zuspruch. Ihre Erwartung, daß ihr Mann nun wieder Mut und Lebensfreude gewinnen werde, schlug völlig fehl. Nun plagte ihn wieder die feste Idee, daß er als Mann und Vater keine Existenzberechtigung mehr habe, weil nicht er, sondern seine Frau den Lebensunterhalt der Seinen bestreite. Das war kurios, und wer es hörte, schüttelte den Kopf. Er feierte und lachte doch nicht! Wenn seine Frau mitverdiene, so sei das doch kein Grund, den Kopf hängen zu lassen! . . . Aber was nützt aller Zuspruch, wenn ein Mensch kein Selbstvertrauen besitzt oder es verloren hat! Schellbruch wagte bei Tisch kaum zuzulangen, er gönnte sich kaum noch Tabak und einen kleinen Frühstückskümmel; das einzige, was gelegentlich seine Augen aufleuchten ließ, war der Anblick seiner beiden Mädchen, die sich zu kleinen Schönheiten entwickelten.

Nach achtzehnjähriger Ehe starb Schellbruchs Frau. Die ältere Tochter, Lisbeth, führte nach dem Tode der Mutter das Wäschereigeschäft mit dem gleichen Erfolg weiter; ihre Schwester, die kaufmännisch vorgebildet war, bekleidete in der Eisengießerei eine gut bezahlte Stellung.

(Fortsetzung folgt.)

Das Goldstück.

Von Walter Appelt.

Ein Landstreicher, der ruhelos von Dorf zu Dorf zog — die Städte nach Möglichkeit meidend, ohne selber recht zu wissen warum —, hatte ein Goldstück gefunden. Ein blankes, blinkendes Goldstück, das einen guten Klang gab, wenn er es flach auf das Eisen eines am Feldrain stehenden Pfluges oder sonstigen Adergeräts fallen ließ. Und so oft ein Sonnenstrahl durch die Wolken brach, zog der Landstreicher seinen Fund aus der Tasche, wiegte ihn im Handteller und schloß, über den eigenen Schers lachend, die Augen, als sei er geblendet von so viel Glanz. Und wenn er sich rings allein wußte, dann spielte er, wie ein Kind, den reichen Mann. Dachte, daß all die Wiesen und Felder ringsum sein wären. Blickte wohlgefällig hinüber nach dem stolzen Herrenhaus und sah befriedigt den Rauch aus der Esse steigen. Was mag es, dachte er, heute als ersten und was als zweiten Gang, was zum Nachtmahl und was zu trinken geben? — Dann sah er im Geist Dorfbewohner auf sich auftreten, die natürlich alle in seinen Diensten standen und ihn untertanis grüßen müssten. Leichtlich dankte er, meist nur zwei Finger zum Mühenrand hebend. Bei Kindern brummte er überbaupt nur etwas vor sich hin. Als aber der Landarzt in seinem Wägelchen gefahren kam und den Gutsberrn nicht minder ehrerbietig rührte, als die Bauern es taten, da nahm er immerhin auch seinerseits die Mütze ab. Denn der Landarzt war ein studierter Mann. So behandelte der Gutsberr jeden, wie es ihm gebührlich schien.

Ach, es war herrlich, reich zu sein!

Und der Landstreicher war so wenig verwöhnt vom Leben, daß er es kaum drückend empfand, als er sich im nächsten Dorfe sagen mußte, wie wenig sein Reichtum ihm eigentlich nützen würde. In den ersten besten Bäderladen hatte er geben und sich einmal satt und voll essen wollen. Aber das ging ja nicht. Wenn er sein Goldstück aus der zerrißenen Tasche brachte, dann würde nicht einer zweifeln, daß er es gestohlen habe. Die Ladentür würde man vertiegeln und den Gendarmen rufen.

So war es gar nicht verwunderlich, daß der Landstreicher am Abend sein Goldstück, das er am frühen Morgen gefunden hatte, noch immer bei sich trug. Und daß ihm trotz seines Reichums der Magen empfindlich knurrte.

Unter der Dorflinde tanzte die Jugend, so leicht und beschwingt, als hätte sie gar nicht den ganzen Tag auf den Aktern und in den Werkstätten gearbeitet. Ein blinder Leiermann spielte auf einer versäumten und in den hohen Lönen nicht ganz vollzähligen Drehorgel. Es waren alte bekannte Weisen, die infolge der merkwürdig sprunghaften Wiedergabe, die ganze Tafte durch knarrendes Geräusch erzeugte, ganz sonderbar klangen. Doch schienen die Burschen

und Mäode das in ihrem Eifer entweder nicht zu hören oder wenigstens keinen Anstoß daran zu nehmen. Ja, wenn der Leiermann etwas Sangbares spielte — das Modernste auf seiner Walse schien etwa der „Bogelhändler“ zu sein — dann fiel es dem einen oder der anderen sogar ein, zum Tanz auch noch zu singen. Und es gab nicht mal einen üblen Zusammenhang.

Der Landstreicher drehte in der Tasche das varie, gute Geld zwischen den Fingern. Und dachte wieder, er sei der Gutsbetr., der seinen Leuten — auf ihr devotes bitten — diesen Tanz nach getaner Arbeit gestattet habe. Ja, mehr noch, der im Hinblick auf den guten Saatenstand oder weil er heute Geburtstag hatte, der Dorfjugend ein regelrechtes Fest veranstaltete. Der hernach im Wirtshaus die Burschen mit Bier und Zigarren, die Mädchen mit Kaffee und Kuchen bewirten ließ. Und sich selbst unter sie setzen würde — dort neben die Blonde mit den gesunden, vom Tanz noch mehr geröteten Wangen — und ganz leutselig den einen oder die andere in ein Gespräch ziehen.

Ja, warum sollte er mit dieser Leutseligkeit nicht schon fest beginnen? Wenn er nun einmal keiner von den stolzen, unabhängigen Gutsherren war? Warum sollte er nicht eben jene Blonde, die sich gerade vom Arm ihres Tänzers losmachte, zum nächsten Tanz auffordern? Warum sollte er ihr nicht die Freude machen?

Sie stützte zunächst, als sie seine Aufforderung hörte. Natürlich stützte sie — so was passiert einer Dorfmagd auch nicht alle Tage. Dann aber — lachte sie froh und herlich — und tanzte mit ihm.

Der blonde Leiermann aber und sein Weib, das ihn spät am Abend heimgeholzt hatte von der Linde, konnten sich nicht genug wundern, wie unter die Pennige und Fünfer ein — Goldstück gekommen sein möchte. Bis der Leiermann die einleuchtende Vermutung äußerte, daß vielleicht der reiche Gutsbetr. heute Geburtstag habe oder bloß so gute Laune — vielleicht wegen des günstigen Saatenstandes. Und daß er darum gerade ihm, dem blinden Leiermann, mal eine ungewöhnlich große Freude habe machen wollen.

Die Dame mit dem schwarzen Reiher.

Von Selma Hennig.

In der Bar tönte die Jazzbande. Inmitten des tosenden Lärms saß Klaus Seidewitz und langweilte sich. Müde schaute er in das Gewoge. Fast sämtliche Tische waren besetzt. Ausgelassene Menschen überall. Kreischen hoher Frauenstimmen, Sigarettendunst. In der Luft ein Brodem von Wärme und den Wohlgerüchen, die der stark parfümierten Damenwelt freigiebig entströmten.

Klaus Seidewitz gähnte. Was konnte das Dasein ihm noch an Neisen bieten! Bis zum Überdruck hatte er genossen. Die kleinen Mädchen — immer dasselbe; reife Frauen — launisch; die Damen der großen Welt — zu anspruchsvoll. Und wenn auch Klaus vermögend, so verbrauchte er sein Geld lieber für sich allein, als die gründsätzlich leeren Hände einer Freundin damit bis ins Uferlose zu füllen.

Gab es überhaupt noch ein Erlebnis für ihn, der mit seinen dreißig Jahren glaubte, das Leben erschöpft zu haben? Nur eine Sensation, eine gewaltig erschütternde, konnte ihn retten.

Sich zu überzeugen, daß nichts in der Nähe, seiner Seelenruhe gefährlich zu werden, hielt er Umschau im Raum, wobei er am Nebentisch eine Dame im schwarzen Reiher bemerkte, deren Äusseres ganz dazu angetan, sein Inneres lebhaft zu bewegen. Eine blonde schlanke Frauengestalt, pikant und schick, umgeben von einem gewissen Fluidum abenteuerlicher Erregung und begleitet von einem eleganten Herrn von tadeloser Sportfigur, der, unauffällig und vornehm gekleidet, ein Gegner, mit dem der Kampf um das ewig Weibliche aufzunehmen sich lohnte.

Auch die Dame mit dem schwarzen Reiher hatte Klaus bemerkt, und das lächeln, das ihr Mund zurückschielte, sonnte wiederholt ihre Augen. Bald flogen Blicke herüber, hinüber, die werbend und feurig in anmutigem Wechselspiel um die Wette glühten.

Als in übermütiger Laune eine Gesellschaft lustiger Gäste anfing, mit Papierschlägen zu werfen, benutzte Klaus geschickt die Gelegenheit, auf einen der Streifen einige huldigende Worte zu kritzeln. Ein strahlender Augenaufschlag ermutigte ihn zu weiteren Angriffen.

Während der Begleiter der Dame mit dem schwarzen Reiher zum Mixer trat, um bei ihm ein neues Elixier zu erproben, schrieb Klaus auf eines der flatternden schwirrenden Bänder: „Wann und wo darf ich Sie wiedersehen?“

Worauf schnellstens die Antwort erfolgte: „Morgen, 5 Uhr, zum Tee — Hotel Continental — Zimmer 114.“

Fast wollte ein falsches Misstrauen Klaus beschleichen, der so leicht geblühten Annäherung. Aber andererseits, wowohnzt zu siegen, verbannte die Freude über den Erfolg schließlich jeden Zweifel. Wie im Fieber sah er, trank und rauchte, bis die Dame im schwarzen Reiher mit ihrem Begleiter die Bar verließ. Tief tauchte noch einmal Auge im Auge, dann blieb Klaus mit seiner Sehnsucht allein.

Am anderen Nachmittag, pünktlich 5 Uhr, betrat Klaus das Zimmer Nr. 114. Bewohnt mit einem förmlichen Strauß exzellenter Orchideen. Ein lösiges Gemach nahm ihn auf. Goldgeld verschleierte Lampen ergossen ihr mildes Licht über die Tapete, kissenbedürftige Ottomanen, und beleuchteten in einer der Ecken den geschmackvoll gerichteten Teetisch. Tiefauf atmete Klaus im vorspringenden Vorgefühl kommender Wonne.

Beim Laut der sich öffnenden Tür zum Nebenzimmer wandte sich Klaus triumphierend und fand sich plötzlich dem — Herrn gegenüber, der die Dame mit dem schwarzen Reiher begleitet. Dieser verbeugte sich lässig, spöttisch lächelnd.

„Verzeihung“, stammelte Klaus und wollte fluchtartig den Rückzug antreten. Doch ein Schritt vorwärts des noch immer überlegenen Widersachers hemmte seinen Fuß.

„Sie wünschen?“ fragte der unbequeme junge Mann.

„Ich wollte —“ stotterte der sonst in allen Sätteln gesetzte Klaus siemlich hilflos, „der gnädigen Frau — diese Blumen bringen.“

„Meine Frau wird sich sicher freuen“, entgegnete der Gatte der Dame mit dem schwarzen Reiher und trat auf Klaus zu, ihn von der gärtnerischen Anlage zu befreien.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen“, sagte, auf den gedekten Tisch deutend, der Unbekannte. „Sie sehen, ich habe Sie erwartet“, fügte er schaudhaft hinzu.

„Nein, danke! Ich will doch lieber —“ erwiderte Klaus und ging entschlossenen Trittes zur Tür.

„Noch einen Augenblick“, rief der Fremde, Klaus' Brusttasche, die er ihm unmerklich entwendet hatte, hochhaltend. „Hier, mein Herr, Ihr Eigentum, dem ich mit bestem Dank alles Bargeld entnehm. Sie kamen, mir meine Frau zu stehlen. Ich ließ Sie kommen, Ihre Brusttasche zu stehlen. Das mein Vorhaben gelang und Sie sich erfolglos bemühten, ist Ihr Pech. Rechtlich mag ich gesetzt haben, menschlich sind Sie der weit größere Schuft. Wenn man schon stiehlt, so muß man auch den Mut haben, Dinge zu nehmen, auf denen unrechtmäßiger Erwerb Gefängnisstrafe steht. Aber feige sein und rauben wollen, was dem Gesetz nach vogelfrei — Ruh und Glück eines anderen Menschen — das ist in „unseren Kreisen“ nicht Sitte. Ein anständiger Dieb begeht keinen Einbruch in die Ehe anderer Leute, er begnügt sich mit dem Geldschrank.“

Und zur Tür tre tend und mit besehnlender Gebärde den völlig verdutzten Klaus hinausweisend, schloß er: „Lassen Sie sich dies Erlebnis als Lehre dienen. Sollten Sie wieder einmal Lust haben, sich als „Meisterdieb“ zu versuchen, so nehmen Sie sich in acht, daß man Ihnen nicht nimmt, was Sie dem anderen stehlen wollten — die Ehre!“

Reise u. Verkehr

Die Kreuzalp-Bahn. (In acht Minuten in die Gletscher der Hochalpen.) Schon Ende April soll, wie uns aus München berichtet wird, die neu errichtete Seilbahn zum Kreuzalp bis zur Höhe von 1652 Meter ihren Betrieb eröffnen. Ein Mitarbeiter der Reichszentrale für deutsche Werbebewerbung hatte Gelegenheit, eine Probefahrt mit dieser Seilbahn, durch die das Gebiet der deutschen Hochalpen erschlossen werden wird, zu unternehmen und gibt uns folgendes Bild: In dem weiten Tale von Garmisch-Partenkirchen, unweit der Aule-Alm, ist der kleine Bahnhof der neuen Seilbahn errichtet. Man steigt in den bequemen Wagen der Bahn und ist in acht allzu kurzen Minuten mitten in den Bergen des ewigen Schnees. Von dem Plateau auf dem Kreuzalp reicht der Blick bis zum Walchensee und zur Stadt Murnau, und er nimmt am Abend noch das Blinkfeuer des Münchener Flughafens wahr. Auf der anderen Seite dehnt sich das ganze Wettersteingebirge mit der Zugspitze, das wild zerklüftete Höllental in grandioser Größe vor dem Bergfahrer. Ein Stil aus knapper Sachlichkeit ist hier inmitten der Majestät der Alpen geschaffen: Bahn, Stützen, Kabinen, Gebäude. Ein kleiner Dieselmotor auf der Höhe — das ist die einzige große Kraftquelle der Bergbahn. Für die ganze Strecke von 2200 Meter, bis zur Höhe von 1652 Meter, sind hier nur drei Stützen notwendig gewesen, während man bisher 20 oder 25 Stützen oder Träger gebrauchte. Dadurch konnte der Fahrpreis niedrig gestaltet und die Schnelligkeit erheblich vergrößert werden. Die

Tragseile, die sich über die drei Stützen spannen, haben eine Festigkeit von 220 000 Kilogramm und sind angespannt mit 50 000 Kilogramm, besitzen daher also die enorme Reservefestigkeit von 170 000 Kilogramm, so daß jeder sein Leben ihnen unbehorgt anvertrauen darf. Die Kabinen fassen 26 Personen; sie können bei einem Verkehr mit zehn Minuten Abstand und einer Geschwindigkeit von durchschnittlich 4,6 Meter in der Sekunde, in jeder Stunde 150 Fahrgäste befördern. Der Fahrpreis wird sich auf etwa 2 M. stellen. Die Bahn verkehrt nicht nur im Sommer, sondern auch im Winter, und sie wird gerade in der kalten Jahreszeit auch den Skifahrern die Möglichkeit geben, vom Kreuzed aus die Gefilde des ewigen Schnees leicht zu erreichen. Der Fahrgäst wird in einer neuen Autobuslinie vom Bahnhof Garmisch-Partenkirchen in wenigen Minuten zum Bergbahnhof befördert, wo er unmittelbaren Anschluß zur Höhenfahrt hat. Die Fahrt, so berichtet unser Mitarbeiter, ist nur einem Gleitflug vergleichbar. Das Bild, das der Fahrgäst des Flugzeuges im Flug über die Alpen gewinnt, dieses phantastische, überwältigende Bild der Alpenketten aus der Höhe, wird auch durch den Acht-Minuten-Aufstieg mit der neuen Kreuzedbahn vermittelt.

Neue Bücher

= Richard Strauss' Briefwechsel mit Hugo v. Hofmannsthal. (Paul Zsolnay Verlag, Berlin.) Der Sohn des Komponisten Herr Dr. Franz Strauss, veröffentlicht hiermit die Korrespondenz zwischen seinem Vater und dem Dichter Hofmannsthal; von allem Unwesentlichen und allzu Persönlichem gereinigt — bietet sie einen Einblick in die künstlerische Werkstatt von Komponist und Librettist, wie das bisher wohl noch nie geboten wurde. Und jedenfalls noch nie zu Lebzeiten der betreffenden Autoren! Nun gleichviel: für Opernkomponisten und Librettisten und solche, die es werden wollen, bleibt das Buch eine unerschöpfliche Fundgrube des Lernens. Aber auch den größeren Leserkreis, so weit diesem die Strauss-Hofmannsthalschen Werke bekannt sind — es handelt sich um „Rosenkavalier“, „Elektra“, „Ariadne auf Naxos“, „Joseph-Legende“ und „Frau ohne Schatten“ — wird dieser schriftliche Meinungsaustausch über Anlage, Gestaltung, Verbesserungen und endliche Fertigstellung der verschiedenen Werke lebhaft interessieren. Ja dem Bestreben, das gerade in Arbeit befindliche Werk zur höchstmöglichen Vollendung emporzuführen, sind sich die beiden Verfaßter natürlich durchaus einig; im einzelnen kommt es bei der Verschiedenheit der Charaktere bisweilen zu Mißverständnissen und Differenzen, — doch nie zu einer ernstlichen Trübung der Beziehungen. Bei Hofmannsthal spricht nur eben mehr der idealische Poet und Künstler — bei Strauss mehr der praktische Theaterkenner und „Musikant“, wie er sich selbst einmal nennt. Immer wieder quält er seinen Dichter um neue Stoffe mit amüsanter Handlung, mit Dialog, Arien usw. Denn — so meint er — „den Wagnerschen Musizierpanzer“ habe er nun „definitiv abgestreift“. Persönliches findet man, wie angemerkt, nur selten. Eine Aufforderung von Strauss zu gemeinschaftlicher Reise durch Italien im eigenen Auto — deutet auf die brillanten, vorkriegszeitlichen Verhältnisse. Zu Beginn des Krieges schreibt Strauss: „Inmitten all des Unerfreulichen, das — ausgenommen die glänzenden Taten unserer Armee — diese Zeit bringt, ist Arbeiten die einzige Rettung. Sonst käme man um — vor Ärger über die Talentlosigkeit unserer Diplomatie, unserer Presse; über des Kaisers Entschuldigungstelegramm an Wilson und all die Würdeloskeiten, die sich die Leute auszuhalten kommen lassen. Wer wird aus diesem deutschen Volleslug; dieser Mischnung von Talentlosigkeit und Genie, Heroismus und Bedienterhaftigkeit! Siegen müssen wir ja (?) und das dann alles wieder versucht wird, das wissen die Götter...“ Und dann wird wieder fleißig weiter gearbeitet. Bei seinem letzten Werk „Intermezzo“ wurde Strauss dann, wie bekannt, wieder sein eigener Textdichter. O. D.

* Ludwig Richter und Goethe.“ Von Oberstudiodirektor Dr. F. Breuer. Mit 53 Abbildungen. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) Die geistesgeschichtlichen Zusammenhänge zwischen Goethe und Ludwig Richter — der eine reicht in das Biedermeier hinein, der andere lebte in ihm — werden in dieser Gegenüberstellung überraschend sichtbar. Das Büchlein wirkt schlaglichtart auf das Innander greifen zweier im allgemeinen als grundsätzlich verschieden angegebener Perioden, ohne sich mit abstrakter Begrifflichkeit zu belasten. Ebenso behandelt es reizvoll das Verhältnis des bildenden Künstlers zum darstellenden. Eine bei aller Schlichtheit mit seinem künstlerischen Verständnis dem Inhalt angepaßte Ausstattung macht das Buch auch

äußerlich zu einem jederzeit anregenden Geschenkbuch. Die dem Text beigegebenen 53 Abbildungen spiegeln für sich schon getreulich den Angleichungsvorgang wieder, der sich in Richter vollzog.

* „Scheffel, der Zeichner und Maler“ von Dr. Josef August Beringer. (Verlag von Armin Gräss, Karlsruhe.) Zum ersten Mal wird hier eine zusammenfassende Würdigung der bisher in weitem Maße noch unbeachtet gebliebenen Leistungen des Dichters J. B. von Scheffel auf dem Gebiete der bildenden Künste gegeben. Im Rahmen einer durchweg keinen Ausstattung sind die Reproduktionen nach Originalzeichnungen besonders reizvoll und als Drucke ausgezeichnet gelungen. Der bekannte badische Kunsthistoriker Dr. J. A. Beringer ging in eindringlicher Weise dem Problem der Wahl zwischen Maler- oder Dichterberuf in Scheffels Leben nach und bat an Hand der Zeichnungen den Beginn des Übergewichtes der poetischen Welt gegenüber den eigentlich bildnerischen Aufgaben im Überhandnehmen rein psychologischer Motive während der Sädinger Zeit in interessanter Weise dargetan. Das Büchlein, das als erste Gabe des Scheffelbundes an seine Mitglieder verteilt wird, wird allen Scheffelverehrern als Beginn der Veröffentlichungen aus dem noch unbekannten Dichternachlaß, Gutes verheissend, sehr willkommen sein.

* „Gesetz über Devo- und Depositengeschäfte“ vom 26. Juni 1925. Textausgabe mit Durchführungsbestimmungen der wichtigsten Länder, Anmerkungen und Sachregister von Dr. Ernst Windler. (Verlag Georg Stille, Berlin NW. 7.) Der Text des Gesetzes ist kommentiert und gleichzeitig sind zu den einzelnen Gesetzesparagrafen die Durchführungsbestimmungen der wichtigsten Länder hinzugesetzt worden, die sich außerdem noch einmal zusammengefaßt im Anhang des Kommentars finden.

* Romain Rolland, „Das Theater des Volkes.“ Ästhetische Abhandlung über die Neugestaltung des Theaters, überliefert von Toni Noah. (Rotapfelverlag, Zürich.) Es ist nicht die Begeisterung und die kämpferische Haltung des Werkes, was ihm heute noch seinen ungezählerten Wert sichert, sondern das Fundament, auf das Rolland sein Manifest aufbaute, das ungewöhnliche Wissen, die umfassende Kenntnis sowohl der historischen Grundlagen als auch der modernen Probleme des Volkstheaters. Rolland durchforscht die gesamte Weltliteratur nach Worten, die sich für das Volkstheater ausnutzen lassen: Sophokles, Love de Vega, Calderon, Shakespeare, die französischen und deutschen Klassiker, Wagner, Raimund, Anzengruber, Tolstoi, Gorki, Gerhard Hauptmann. Er beleuchtet die Männer und Zeiten, die ihm in ähnlichen Bestrebungen vorangegangen sind: Rousseau, Diderot, den deutschen Sturm und Drang, Herder, den jungen Goethe, die Bemühungen und Erlasse der französischen Revolution, die Volkstheater in Wien, Berlin, Brüssel, Gent, Paris u. a. Er entwirft schließlich in großen Zügen den Umriss einer Geschichte der Volksfeste.

* „Abriß der deutschen Dichtung.“ Nebst einer Einleitung: Vom Wesen der Dichtkunst und einem Anhang über: Die deutsche Sprache. Die griechische Tragödie. Shakespeare. Von Studienrat Dr. H. Röhl. 3. verbesserte Auflage. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) Das gut ausgestattete Buch, von dem jetzt die 3. Auflage nötig geworden ist, will zum Verständnis der poetischen Schäfte unserer deutschen Dichtung aus ihren entwicklungsgeschichtlichen Bedingungen heraus anleiten. Es beschränkt sich auf die Dichter und Werke, die uns heute noch etwas zu geben haben. Das 19. Jahrhundert, dessen Dichtung heute gestiegerte Bedeutung aufweist, wird ausführlicher behandelt als sonst im allgemeinen üblich. Röhl vermeidet es daher, sich in den Kampf der Meinungen zu mischen. Seine Darstellung der Gegenwartsdichtung bekleidet sich kluger Zurückhaltung allen ungellärtlen Fragen gegenüber. Beibehalten sind alle Ergänzungen, die dem Buch von jeher eine besondere Note verliehen. Vom Wesen der Dichtkunst, Die griechische Tragödie, Shakespeare.

* „Jahrbuch für Tier- und Gartenfreunde 1926.“ Das bei Friedrich Otto Müller, Verlag, Altenburg, Thür., erschienene „Jahrbuch für Tier- und Gartenfreunde 1926“, herausgegeben von Direktor Georg Holzum, Gummersbecker, ist mit seinem reichen Inhalt für jeden Tier- und Gartenfreund ein aus praktischer Erfahrung schöpfernder, wertvoller Ratgeber. Die zweimäßigen Aufschreib- und Rechnungspalten ermöglichen eine genaue Kontrolle der Zucht- und sonstigen Ergebnisse jeder Art. Die vielen nützlichen Anregungen, die das Buch bietet, werden ihm bald viele Freunde erwerben, um so mehr, als die überaus übersichtliche Anordnung des Jahrbuchs dieses zu einem Lexikon für jeden Tier- und Gartenfreund macht, das auf jede Frage zuverlässige Auskunft gibt.